

Stammliches Schönheitsempfinden

Von Peter Schneider

Unsere Zeitschrift heißt „Frankenland“, und dem erdkundlichen Begriff dieses Titels legen wir Franken selbst und legen auch andere Leute gerne das schmückende Beiwort „schön“ zu. „Unser schönes Frankenland“! Da nun die Umwelt nach allgemeiner Ansicht abfärbt, möchte man fragen, ob denn dieses schöne Frankenland auch auf seine Bewohner entsprechend einwirkt; nicht als ob es sie selbst zu körperlich schönen Menschen machte, sondern als ob die schöne Landschaft sie zu Menschen erzöge, die wirkliches Schönheitsempfinden besitzen. Wie steht es mit dem Schönheitsempfinden, wie steht es mit dem Kunstgefühl der Franken? Es wird sich rasch zeigen, daß eine Betrachtung hierüber nicht in Ästhetik schwelgen kann, sondern daß sie ihr Augenmerk auf sehr gegenständliche Dinge richten muß. Das Kunstgefühl wird aus sehr verschiedenartigen Quellen gespeist. Blut und Boden, Schicksale, aber auch banale Alltagssorgen formen miteinander das Schönheitsempfinden und das künstlerische Urteil des Volkes.

Da sich der künstlerische Trieb bei den Völkern der Erde verschiedenartig und verschieden stark äußert, messen wir herkömmlich der völkischen, in zweiter Linie der stammlichen Zugehörigkeit den entscheidenden Einfluß zu. Wir vergleichen die Griechen und Römer miteinander und sagen: Jene waren kunstbegabter als diese. Wir sprechen den deutschen Stämmen eine verschieden starke oder wenigstens verschieden ausgerichtete Kunstbegabung zu. Den baierisch-österreichischen Stamm hat man schon den „musischen“ genannt. Man denkt hier vor allem an seine musikalische Begabung — musisch und Musik sind ja auch des gleichen Wortstamms —; doch denkt man auch an seine Schöpfungen auf dem Gebiet der bildenden Künste. Allerdings glaubte seinerzeit Franz Dürnwächter, Professor zu Bamberg, in der Begabung für die bildende Kunst den Schwaben eine noch bessere Note als den Baiern erteilen zu müssen. Man nimmt auch gerne an, daß die deutschen Stämme ihr starkes oder verschieden geartetes Schönheitsempfinden sozusagen schon fix und fertig mit sich brachten, als sie in ihre heutige Heimat einzogen. In einem Lesebuch las ich vor vielen Jahren, daß die Markomannen-Bajuwaren bei ihrem Einzug in das heutige Altbayern das Kunstgefühl, das ihre jetzt lebenden Nachkommen besitzen, schon mit sich brachten. Es dürfte sehr schwer sein, dies zu beweisen, und ich habe mich schon vor Jahren gegen diese Auffassung gewandt. Die Entwicklung dieser Dinge wird so verlaufen sein: Es ist möglich, daß auf Grund bestimmter Auslesevorgänge das künstlerische Empfinden der deutschen Altstämme zu einem gleichen Zeitpunkt,

sagen wir: im Jahre 600 unserer Zeitrechnung bereits nicht mehr völlig gleich war und daß sich in diesem oder jenem Stamm eine stärkere Neigung zum Musischen ankündigte. Aber es bedurfte noch jahrhundertelanger weiterer Auslesevorgänge, weiterer Blutmischungen, weiterer Schicksale, weiterer Umweltseinflüsse, weiterer Druckgefälle von außen her, bis etwa das spätmittelalterliche oder gar das heutige Bild entstand. Über alle diese Einflüsse ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen; die einseitige Auffassung einer noch nicht weit zurückliegenden Zeit hat leider so gewirkt, wie wenn ich mit einem Stock in dem Boden eines Quelltopfes herumrühre. Der klare Spiegel der ruhigen, besonnenen Forschung wurde getrübt; eine Lehmflut — sie ging damals unter dem Namen „Rasse“ — strömte aus dem Quelltopf den Bach hinunter und hinaus ins Land.

Indem ich mich als Franke respektvoll vor den Kunstleistungen der Nachbarstämme verbeuge, betone ich zugleich, daß ich diese Kunstleistungen zwar kenne, aber gleichsam nur von außen und mit Abstand kenne. Ebenso wie ein Mundartdichter nur in seiner Heimatsprache wirklich dichten kann, wenn er auch die Grammatik aller anderen Mundarten durchschaut, ebenso wird auch der Heimatforscher nur die Kunstübung völlig verstehen, in der er aufgewachsen ist. So erfühle ich nur das fränkische Schönheitsempfinden völlig; das Kunstgefühl der anderen Stämme kann ich nur nachfühlen. In der Folge will ich daher von dem ländlichen Schönheitsempfinden der Franken sprechen; dabei wird es freilich so sein, daß manches auch für Nachbarstämme gilt. Es handelt sich ja um deutsche Stämme!

Hier ist nun zweierlei vorauszuschicken. Erstens: die geistige und künstlerische Spannweite des fränkischen Großstammes — meine Leser wissen alle, was das ist — diese Spannweite also ist groß, um nicht zu sagen sehr groß. Sie umfaßt im Guten wie im Bösen das jeweils Äußerste. Daher muß man in Großfranken auf dem Gebiete der Kunst mit Realismus ebenso rechnen wie mit Phantastik. Meine Leser kennen die bekannten großen Gegenbeispiele. Zweitens: schon auf Grund dieser Spannweite ist je nach der Landschaft und ihren Schicksalen mit Dürftigkeit oder Kitsch ebenso zu rechnen wie mit Reichtum und gutem Geschmack. Unweit von Haßfurt lebte zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein dichtendes und tonsetzendes Gänsemädchen, die „Drückerin“, mit einer offenkundigen Ausnahmebegabung; und nicht allzu fern davon befindet sich eine kleinstädtische Gemeinde, von der ein kundiger Lehrer versicherte, daß kein Schüler den Ton „a“ hören und rein singen könne. Unweit von Grafenrheinfeld, dem „Dorf des Rokoko“, findet man vielleicht Gemeinden mit völlig verkitschter Umgebung der Dorfkirche.

Da wird mir nun sogleich mancher Baier, mancher Franke, mancher

Schwabe sagen: „Daran ist jeweils einzig und allein — der Pfarrer schuld.“ Gewiß, wir berühren damit einen wunden Punkt der ländlichen Heimatpflege. Aber: es gibt Gemeinden in — Franken, in denen ein Pfarrherr seinen Pfarrkindern ruhig den Kitsch bieten könnte; sie nehmen ihn hin, weil es mit ihrem eigenem Schönheitsempfinden aus irgend einem Grunde hapert. In mancher Gemeinde wird sich auch ein kunstsinniger Pfarrer hüten müssen, gegen den Kitsch seines Gotteshauses und seines Kirchhofs einzuschreiten. Der Kitsch war schon vor seinem feierlichen Einzug da.

Ich will versuchen, die Ursachen aufzuzeigen. — Die Franken sind gewiß in anderen Gegenden, aber nicht in Ostfranken volksmäßig eingerückt. Sie haben vom 6. Jahrhundert an ein Gebiet, in dem sich noch Trümmer vorfränkischer Volksteile fanden und in das so manches Nichtfränkische einsickerte, als Kolonisten durchsiedelt. Diese Kolonisten kamen nachweisbar aus verschiedenen Gegenden des fränkischen Raumes. In der fränkischen Zeit erfolgte sodann längs der Südostgrenze der heutigen Regierungsbezirke Mittel- und Oberfranken eine Besiedelung oder wenigstens Mitbesiedelung aus dem bayerisch-oberpfälzischen Raum heraus: im Unterstift von Eichstätt, an der Pegnitz, an der oberen Thüringer Saale. Daher kann bei den Bewohnern Ostfrankens von einer völlig einheitlichen Kunstbegabung, einem völlig einheitlich ausgerichteten Schönheitsempfinden kaum die Rede sein. Dieses — wenn ich das Bild gebrauchen darf — dieses Mosaik der Bevölkerung in der Merowingerzeit muß noch lange nachgewirkt haben; auch kamen in der Karolingerzeit noch verstreute Einsiedlungen kriegsgefangener Wenden, zwangsversiedelter Sachsen hinzu. So kommt es, daß sich z. B. in der Mundart Frankens heute noch an manchen Stellen ganz auffallende Unterschiede auf engstem Raum zeigen, die ich nur auf Grund der geschilderten Voraussetzungen erklären kann. Man darf annehmen, daß noch heute das Nebeneinander von kunstbegabten und von nichtmusischen Bewohnern, von Kitsch und von wahrer Kunst, wenigstens stellenweise auf die Art der fränkischen Landnahme zurückgeht.

Aber auch abgesehen von vorfränkischen Volkstrümmern, von gewissen Einsickerungen und von Randvermischungen kann die Art der fränkischen Landnahme an sich die Kunst nicht übermäßig gefördert haben. Die Aufgaben von Kolonistenvölkern haben mit Kunst nichts zutun. Ganz andere Sorgen stehen bei ihnen im Vordergrund. Zudem hatte die Landnahme der Franken selbstverständlich einen stark militärischen Beigeschmack. Die Grenzlage Frankens machte die Gründung eines fränkisch-thüringischen Grenzherzogtums, machte die Anlage mehrerer Kastelle notwendig; wir kennen



sie mit Namen. Dieser Zustand dauerte Jahrhunderte. In diesen Jahrhunderten war die Luft, die in Franken wehte, nicht musisch durchhaucht. Auf die erste Landnahme folgte sodann der Innenausbau, die *Innenkolonisation*, die in mehreren Wellen sich bis ins 14., in letzten Stößen bis ins 15. Jahrhundert erstreckte und solche Gebiete wie den Steigerwald oder die Keuperplatte Mittelfranken, oder die Waldgebiete des Radenzgaues erschloß. Immer neue Kolonistensorgen!

Nun wäre es methodisch falsch, wenn man sagen wollte, daß alle Folgen dieser Verhältnisse heute noch bemerkbar sein müßten. Ja: bei den heutigen Bewohnern der USA verrät sich das Kolonistenblut noch in allen möglichen Einzelheiten, und viele Deutsche würden über gewisse Äußerungen des Amerikanertums nicht mehr staunen, wenn sie dies begriffen hätten. Doch die amerikanische Kolonistenzeit liegt verhältnismäßig gar nicht weit zurück; sie muß sich noch verraten. Die fränkische Kolonistenzeit aber und selbst die Zeit des fränkischen Innenausbaues ist seit mindestens 500 Jahren vorbei, das Siedelungsleben ist seit langem stetig. Daher darf man jetzt nicht mehr Einzelfolgen der Kolonistenzeit feststellen wollen. Wohl aber getraue ich mir zu sagen: Die im ganzen, mit dem Innenausbau, 900jährige fränkische Kolonistenzeit hat auf die Entwicklung des Schönheitsgefühls und der Kunstbetätigung des Volkes hemmend gewirkt. Oder, mit einem Bild ausgedrückt: 900 Jahre lang hing ein zuerst großes, nachher kleineres Schwergewicht an dem dahinrollenden Wagen der künstlerischen Durchbildung und Entwicklung. Dies darf man meines Erachtens nicht vergessen, wenn man die volkstümliche Kunst in Franken mit kritischen Augen betrachtet. Wenn nun einer fragt: „Wie erklären sich denn, bei dem Volksmosaik der Landnahme und bei der vielhundertjährigen Kolonistenzeit eure bekannten künstlerischen Spitzenleistungen? Der Dom zu Bamberg, die Residenz zu Würzburg usw.“ — so hat er damit eine andere, sehr wichtige Seite berührt. Zu dem stammlich-völkischen Mosaik trat in Franken seit dem Hochmittelalter ein neues: das landherrenhafte, das territoriale. Dieses zweite Mosaik hängt teilweise mit dem ersten zusammen, soweit es sich um die grundherrliche Seite der Landnahme handelt. Denn gewiß sind aus den Geschlechtern der ältesten Siedelungsherren einzelne spätmittelalterliche Geschlechter erwachsen, die es, wie etwa die Castell, zu selbständigen Landherrschaften brachten. Doch es kamen ja in Franken besonders die Hochstifte und die Klöster dazu, dann solche Erben des Beamtenadels wie z. B. die Burggrafen von Nürnberg, daneben die vielen Kleinstländchen der fränkischen reichsunmittelbaren Ritterschaft, endlich die freien Reichsstädte. Aus dem Wetteifer dieser kleinen Länder sind ganz große Kunstwerke erwachsen, und dies ist ihr höchster Ruhm und ist die Lichtseite der fränkischen Zersplitterung. Auch

wurden immerhin ziemlich große Teilgebiete, wie z. B. das Hochstift Würzburg, von der Metropole her einheitlich beeinflusst, und so kann man schon von einer würzburgischen Kunst „von der Tauber bis zur Werra“ sprechen. Aber es fehlte die Zentralgewalt des ostfränkischen Raumes; neben der würzburgischen stand die bambergische Kunst und neben beiden die markgräfliche, und hier machte sich seit dem 16. Jahrhundert ein Unterschied bemerkbar, den z. B. Altbayern durchaus nicht kennt, nämlich der bekenntnismäßige. Denn seit dem 16. Jahrhundert gab es ein katholisches und ein protestantisches Franken; und wenn es auch keine katholischen und protestantischen Brötchen gab, so ganz gewiß eine katholische und eine protestantische Kunst. Das ist ein Gemeinplatz. Eine Kanzel, die der bayreuthische Hofbildhauer Elias Ränz schuf, ist ganz gewiß „protestantisch“ und eine von Georg Adam Reuß in Bamberg ganz sicher „katholisch“.

Nun aber ein drittes fränkisches Mosaik, für den bäuerlichen Kunstgeschmack noch der Gegenwart besonders bedeutsam. Es hat nichts mit dem zweiten und nur bedingt etwas mit dem ersten zu tun; es ist durch die fränkische Natur gegeben. In Franken gibt es weitgedehnte fruchtbare und weitgedehnte kümmerliche Landstriche: waldfreies Lößland und sandige Waldgebiete. Wer aus einheitlichen Landschaften kommt, wie der schwäbisch-baierischen Hochebene, kann sich diese Unterschiede nur schwer vorstellen. Selbst innerhalb eines Teilgebietes, wie z. B. des Steigerwaldes, gibt es sehr wohlhabende und ganz armselige ländliche Gemeinden, eine Folge der übereinanderliegenden ganz verschiedenwertigen Keuperschichten im Wechsel mit dem Auelehm der Talgründe. Dieser Tatbestand führte dazu, daß in der neueren Zeit die Bevölkerung verschiedener fränkischer Landstriche nur in der Heimarbeit und in der Fabrikarbeit ihren Unterhalt finden konnte. Nicht unbeträchtliche Landstriche in Franken scheiden, infolge der Armseligkeit und infolge der Industrialisierung, für eine kräftige, bodenständige Kunstpflege seit langem mehr oder weniger aus. Gewisse handwerkliche Berühmtheiten, wie die Creußener Krüge, gehen letzten Endes auf erdgeschichtliche Besonderheiten des Bodens zurück. Diese geologischen Besonderheiten haben ihrerseits durch die Verschiedenartigkeit der Werksteine zu einer verschiedenen Kunstübung geführt, und schließlich hat der Unterschied zwischen Laub- und Nadelwald zu dem sehr charakteristischen Nebeneinander des (ursprünglichen) Fachwerk- und des (ursprünglichen) Blockhauses geführt. Im Fachwerkbau hat der fränkische Schönheitswille eine sehr eigenartige, gewissen Grundelementen eines fränkischen Gemeingeistes entsprechende Ausprägung gefunden, so in dem „berühmten“, dem Untergang anheimgegebenen Haus in Döringstadt bei Staffelstein. Übrigens gibt es im Grenzgebiet des vorwiegenden Laub- und des vorwiegenden Nadelwaldes

und in Mischgebieten Häuser, in denen über einen Unterbau von wagrecht liegenden Stämmen ein Stock mit Fachwerk sich aufbaut, z. B. in Menchenreuth bei Thurn in Oberfranken.

Armut, um es noch einmal und deutlich zu sagen, ist eine Todfeindin ländlicher Kunstübung. Infolge der Armut reichte es weithin auch nicht zu einer schönen, reichen Sonntagstracht des Volkes. Man beachte wohl, in welchen Gegenden Frankens sich die alten, schönen Festkleider gehalten haben, halten konnten. Doch: wenn der Ausbildung eines mächtigen, einheitlichen und überall starken Kunstgefühls die Kolonistennatur der Bevölkerung, die Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Naturbedingungen und streckenweise die Armut des Volkes hinderlich war, so lassen sich andererseits doch einige Züge feststellen, die das fränkische Schönheitsempfinden als etwas nach außen hin Gemeinsames und deutlich Unterscheidbares erkennen lassen. Ich erblicke in dieser Einheitlichkeit doch auch eine Folge davon, daß die fränkische Bevölkerung ehemals ein Kolonistenvolk war. Es ist ja das Wundersame in der Welt, daß ein und dieselbe Sache ganz verschiedenartige Folgen nach sich ziehen kann.

Zunächst freilich hat sich, noch ohne unmittelbare Beziehung zum Schönheitsempfinden, die Kolonistennatur darin geäußert, daß die fränkische Bevölkerung sich den ganz verschiedenen Voraussetzungen des Bodens in bewunderungswürdiger Weise angepaßt hat. „Bewunderungswürdig“ ist hier kein Selbstlob eines Franken. Die Eigentümlichkeit oder Tugend, von der ich spreche, ist längst von Nichtfranken festgestellt worden, z. B. von Wuttke in seiner „Deutschen Volkskunde“. So ist das fränkische Bauernhaus als Holzhaus den wechselnden Hölzern, als Steinhaus der Natur des Buntsandsteins oder des Muschelkalles oder des Keupers oder auch des Basaltes vollkommen angeglichen. Welche Ähnlichkeit bestünde denn noch zwischen dem Eichenfachwerkbau des Spessarts und den mit einheimischem Schiefer gedeckten und verkleideten Häusern des Frankenwaldes oder den flachdachigen Häusern der Solnhofener Gegend! Der Neusiedler muß sich angleichen oder er geht unter. Was ich hier von den Franken feststelle, gilt im Bereiche anderer Stämme ebenso von jenen Landschaften — Bergen, Tälern —, die nach der volksmäßigen Landnahme des Stammes im Anschluß daran kolonistenmäßig erschlossen worden sind. Daher z. B. auch im Bereiche des bayerisch-österreichischen Alpen- und Voralpenlandes die bekannte Mannigfaltigkeit der Bauformen.

Nun zeigt sich in Franken infolge dieses Zwangs der Umstände — und vielleicht auch auf Grund einer mitgebrachten Gemeinsamkeit der einstigen fränkischen Kleinstämme — eine Gesamtausrichtung auf das Nüchterne auf das Wirklichkeitsnahe. Dies wird beim



Vergleich mit der baierischen und der schwäbischen Kunst sehr deutlich. Immer erscheinen die Äußerungen der fränkischen Kunst irgendwie gebändigt, irgendwie vor einem Überschwang bewahrt. Der fränkische Barock z. B. ist nie so stürmisch, nie so unbekümmert, nie so emphatisch wie es der baierische sein kann. Immer wieder beobachten wir in Franken etwas „Akademisches“, wenn man will, etwas Trockenes, oder auch etwas Zierliches. Eine Besonderheit kommt dazu: Der Franke ist — im ganzen gesehen und von den Künstler-Individuen abgesehen — doch vorwiegend als Verstandesmensch aufzufassen. Daher seine Vordenklichkeit, auch seine Neigung zum „Disponieren“. Dies ist schon längst auch von Außenstehenden erkannt worden. Man hat mit Recht gesagt, wenn der Franke eine Rede halten will, so legt er sich den Bau dieser Rede aufsatzmäßig zurecht. Auf plötzliche geistreiche Einfälle verläßt er sich keineswegs, kann sich auch öfters nicht darauf verlassen; er möchte auch gar nicht vom Thema abschweifen. Er liebt es nicht, wenn einer „vom Hundertsten ins Tausendste kommt“ (diese mit Unzufriedenheit oder Bitterkeit vorgebrachte Feststellung kann man oft hören.) Und somit ist sein Wesen, auch in der Kunst, aufs Ganze gerichtet, auf die schöne Ganzheit, nicht auf die entzückenden Einzelheiten oder auf ausdrucksstarke Besonderheiten, an denen das übrige Kunstwerk sozusagen dranhängt. Ich kenne einen Bildstock in Franken, der die Unbefleckte Empfängnis darstellt, in schlanker Rokokoschönheit. Darunter steht der Vers aus dem Hohen Lied: „Tota pulchra es, dilecta, et macula non est in te.“ Du bist ganz schön, Geliebte, und kein Makel ist an dir. Hier, meine Leser, habt ihr das Wesen fränkischen Kunstempfindens. „Du bist ganz schön“. Daß diese Ganzschönheit, die „Tadellosigkeit“, gelegentlich zur Glätte, zur Übereinstimmung mit dem allgemein herrschenden Kunstgeschmack, im schlimmsten Fall zur Banalität führen kann, wer wollte das leugnen? Das Streben nach Ganzschönheit verträgt jedenfalls keine Einzelschwächen des Kunstwerks, keine interessante Verrenkung oder Verzeichnung. Dies kann ich aus meiner engsten Heimat, Bamberg, versichern: Sowie der Bamberger vor einem ihm bis jetzt noch unbekannten Kunstwerk steht, erspäht er sogleich mit scharfem Auge eine schwache Stelle, einen störenden Einzelzug und kritisiert ihn. Dieses Kritisieren darf nicht mißverstanden werden: es ist keineswegs so, daß der Kritiker an Einzelheiten klebt, ohne das Ganze in seiner Gesamtheit würdigen zu können — sondern weil an dem Ganzen nichts Störendes sein soll, bemerkt und bemängelt er es. Das Gesamturteil kommt hinterdrein; Gesamturteile aber sind immer schwer zu finden, nicht nur für den Mann aus dem Volke! —

Noch was. Wenn der Franke vorwiegend Verstandesmensch ist, so sollte er doch, im Zusammenhang damit, auch hervorragend wirtschaftlich ausgerichtet sein? Weit gefehlt! Er ist es eben nicht. Der

Ostfranke nicht. Gegen euch, ihr lieben — Stuttgarter, sind wir in diesem Betreff richtige Waisenknaben! Vernunftbetontheit und wirtschaftliches Denken sind — man verzeihe den harten Ausdruck — zwei Paar Stiefel. Nur bei uns Deutschen, die wir im ganzen genommen ja keine Menschenkenntnis besitzen, könnte man glauben, daß dies zusammengehört. Bei dem Ostfranken nun wirkt sich der Mangel an wirtschaftlichem Denken — ich meine: an wirtschaftlichem Denken in erster Linie — auch auf dem Gebiet der Kunst aus. Der Ostfranke hat nämlich auch eine geringe Begabung für Werbung, für Propaganda. Die rechtzeitige Anmeldung seiner Leistungen, besonders auch die Voranmeldung versäumt er, die durchschlagende Zurschaustellung des Geleisteten gelingt ihm selten. Natürlich gibt es in Franken auch vereinzelte literarische Trommler, auch tüchtige Plakatkünstler. Aber diese Schicht ist zu dünn, diese Männer leiden unter der Schwebeweglichkeit der großen Masse gegenüber diesen Dingen. Für den fränkischen Künstler, der bekannt werden will, leistet seine Heimat oft zu wenig, und manch einer mag schon geseufzt haben: „Weh mir, daß ich ein Franke bin!“ In diesem Betreff hat die Zerstörung der alten Fürstensitze und Kunstsitze wie ein Hagelwetter gewirkt. Heute bleibt nur übrig, daß die gegenwärtigen größeren Städte in Franken aus eigener Kraft sich zu künstlerischen Mittelpunkten ihrer Landschaft machen. Wir wünschen dazu den Stadtoberhäuptern die nötige Weisheit und der Bevölkerung den nötigen Ehrgeiz. Wenn sie diese gewinnen, so ist der Fall auch für die fränkischen Künstler, die in ihrer Heimat verbleiben, nicht hoffnungslos.

Die Geburtstagsfeier in Bamberg

Wenn ein außerordentlicher Mensch 75 Jahre alt wird, so erscheint eine außerordentliche Geburtstagsfeier durchaus gerechtfertigt. Von dieser Überlegung ausgehend waren die Gruppe Bamberg des Frankenbundes und der Bühnenvolksbund Bamberg an die Gestaltung eines würdigen Festabends zu Ehren ihres gemeinsamen Gründers und 1. Vorsitzenden herangegangen. Daß die Feier im großen Festsaal des E. Th. A. Hoffmann-Theaters stattfinden konnte, war nicht nur eine schöne Geste an den hohen Jubilar, sondern ein Symbol für dessen unermüdliche Wirksamkeit für den Theatergedanken in Bamberg bis auf den heutigen Tag.

Frau Musica erweist Referenz

Daß die jugendfrohen Chöre der Volksschule Scheßlitz, meisterhaft geleitet von Bfr. Hans Berner, am Anfang der Feier standen, war sicherlich ein sinnenfälliger Beweis dafür, daß die Pflege fränkischen Lied-

gutes auch in der jüngeren Generation lebendig ist. Außerst diszipliniert und voller Musikalität gratulierten die Scheßlitzer Kinder namens aller Frankenkinder dem Bundesvorsitzenden durch Sätze von Wolters und Kulla. In echte Theateratmosphäre versetzten die Solisten Erna Keim-Albinger und Hanns Schwinn, indem sie mit Liedschöpfungen E. Th. A. Hoffmanns und Flätschen-Vertonungen Lukas Böttchers, der am Flügel begleitete, erfreuten. Ein Bamberger Quintett, Georg Bauer, Jakob Friedrich, Franz Eckert, Franz und Maria Baumann, spielte als Festgabe das Allegro moderato aus dem Quintett in c-moll von E. Th. A. Hoffmann. Im Auftrage des „Liederkranzes 1835“ Bamberg gratulierte Chorleiter Georg Bauer dem Geburtstagskind, das vor 50 Jahren selbst 2. Vorsitzender des Liederkranzes war, mit zwei gemischten Chören von Armin Knab.